

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 31 (1955-1956)
Heft: 12

Artikel: Werden - Sein - Vergehen : Ärztin in einem Bergdorf
Autor: Emrich, Paula
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1072371>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



werden- sein - vergehen -

Ärztin in einem Bergdorf

Von Dr. med. Paula Emrich

Der Arzt, der in einer abgeschlossenen Berggemeinde praktiziert, lernt im Verlauf einiger Jahre alle Menschen seiner Umgebung persönlich kennen. Wenn schon die Heimwesen oft kilometerweit auseinander liegen, durch Tobel von einander getrennt, kennt er doch jedes Haus. So war es für mich wie eine Offenbarung, als ich einmal ausruhend oben am Berg über die Landschaft blickte, daß ich in den vergangenen zehn Jahren in jedem Haus wenigstens einmal gewesen war. Dabei wurde mir be-

ußt, daß in einer gewissen Zeitspanne jede Familie einmal an die Reihe kommt, sich mit den ernstesten Fragen über Leben, Krankheit und Tod unausweichlich auseinander setzen zu müssen.

Wer die Natur liebt, findet zu jeder Tages- und Nachtzeit und trotz aller Beschwerlichkeit

des Berufes in der Land- und Bergpraxis wohlthuende Entspannung. Dabei waren mir die Nachtbesuche besonders lieb. Wenn nachts ein Anruf kam, wußte man: Es gilt Ernst! War aber die ärztliche Hilfe getan, konnte man sich für den Heimweg Zeit nehmen und die mannigfaltigen Naturstimmungen auf sich einwirken lassen. Trat ich aus der Not der Krankenkstuben in die kühle Nacht oder in den werden- den Tag hinaus, empfand ich es als Beglückung, verweilend still zu stehen und über die weite Landschaft zu blicken. Es gab helle Nächte, in

denen die Firnfelder auf den nahen Bergen im Mondschein erglänzten, silbern und hehr in der weiten Stille. Gewiß, manchmal hatte man gegen die Wucht des Sturmes anzukämpfen und wachsam auf Steinschlag und fallende Äste zu achten; manchmal stieg man unter dem Lied des Regens talwärts, während hinter den Kulissen der Felshänge drüben über dem Tal Nebelschwaden als phantastische Gebilde aufstiegen. Waren aber die Berge und Wälder im saten Farbton des Föhns getaucht, konnte man fast jeden Baum erkennen. Wenn drunten der See im wechsellvollen Farbenspiel seine Wellen über die Fläche jagte, wenn am Horizont Stratuswolken ihre weißen Parallelen zogen und der tiefblaue Himmel darüber gespannt war – wie war das alles wunderschön!

Einer trage des andern Last

Kinder im Bergdorf tragen nach Schluß immer irgend etwas in ihrer Hütte oder auf dem Arm nach Hause und wäre es auch nur das tägliche Fünfpfunderbrot. So schlängelten sich die kleinen Karawanen von Schulkindern die Bergpfade hinauf, immer der älteste Bub oder das größte Mädchen schneestampfend voraus und die Kleineren hintendrein. Wie oft bin ich doch bei allem Wetter diesen Kindern begegnet! Zehn bis zwölf Kinder in einer Familie war gar kein seltenes Vorkommnis. Kinder wurden im echten biblischen Sinne als ein Segen Gottes betrachtet und mit lieber Selbstverständlichkeit wurden auch an Körper oder Geist behinderte Kinder in der Familie belassen. Auch alte Gebrechliche oder Invalide blieben in ihrer Familie umsorgt, auch wenn sie oft gar nichts mehr anderes tun konnten, als Holzzweige zusammen zu binden zu Buschelen und Burdenen. Die Nächsten lernten und übten an ihnen Geduld und Hilfsbereitschaft und empfanden sie nicht als Belastung. Es brauchte oft viel Zuspruch von außen, um ein gebrechliches Kind vorübergehend in eine Anstalt zu geben, wo es zu einer kleinen Heimarbeit ausgebildet werden konnte.

Der heftige Wunsch nach einem Kind hatte bei einer Frau in mittleren Jahren sogar einmal zu einer Schein-Gravidität geführt. Die Ehe war schon viele Jahre kinderlos geblieben. Die Hebamme war avisiert worden und die Säuglingsausstattung lag bereit; doch als die Hebamme nichts von einem Kindlein wahrnehmen konnte, ließ sie mich rufen. Was ich nur aus der medizinischen Literatur kannte, habe ich nun selbst

miterleben können; diese eingebildete Schwangerschaft war nur einmal in meiner dreißigjährigen Praxis vorgekommen. Unserer Aufklärung folgte lautes Wehklagen mit vielen Tränen. Was tun? Wir bemühten uns bei der Kinderversorgungsstelle um ein kleines Büblein und konnten damit beiden helfen, der Familie und dem Kleinen, und so fand die kleine Tragikomödie ihr glückliches Ende.

Die vielen weitabgelegenen Gehöfte ließen es ratsam erscheinen, Kurse für häusliche Krankenpflege sowie auch Samariter-Kurse zu erteilen, um für die erste Hilfe eine genügende Anzahl Helfer zur Verfügung zu haben. Im Winter, bei schlechten Wegverhältnissen durch Neuschnee, war man auf diese Laien-Hilfe angewiesen. Beim Holzführen mit den Hornschlitten gab es häufig Unfälle, bei der raschen Abfahrt über die steilen Wege an vereisten Felsvorsprüngen vorbei. Es ist ein halsbrecherisches, mit großer Geschicklichkeit und Kühnheit ausgeführtes Unterfangen, die großen Stämme zu Tal zu führen. Der Holzer lenkt den Hornschlitten mit seinen kräftigen Armen und stemmt sich mit dem Körper und durchgedrückten Knien gegen die Wucht der nachdrängenden Rundhölzer. Der an einer Kette nachtanzende Bremsklotz soll die Rasanz etwas eindämmen; er konnte aber auch nebenaushelfen und Vorübergehende treffen. Quetschungen und Knochenbrüche kamen zu solchen Zeiten recht häufig vor. Manchmal konnte es sogar vorkommen, daß eine zu schwere, durchbrennende Last den Mann am Hornschlitten niederriß und überfuhr. Solche schweren Unfälle betrafen eher ältere Männer oder halbwüchsige Burschen, die zu schwer geladen und ihre eigene Kraft überschätzt hatten.

Einem solchen Unfall hatte ich meine erste Geburtshilfe bei einer Kuh zu verdanken. Ein Holzer hatte einen Beinbruch erlitten und war nach Hause transportiert worden. Während ich ihm in der Stube das Bein eingipste, meldete der Knecht, es gehe bei der jüngsten Kuh los! Das Knechtli sollte sofort den Nachbarn zu Hilfe rufen, fand aber niemanden dort zu Hause und stieg den oberen Höfen zu. Bei solchem Wetter; alle waren doch beim Holzen! Meinem aufgeregten Patienten gefiel am wenigsten, daß er nicht selbst zum Rechten sehen konnte. Ich besorgte ihm den Meldedienst zwischen Stall und Stube und sah von der Haustüre vergeblich nach Hilfe aus. Als die gute junge Kuh sich nicht niederlegen wollte und das Kälblein

stehend zur Welt zu bringen schien, riet mir der Bauer, viel Streue als Auffanglager herzurichten und das Neugeborene ja mit den Armen aufzufangen und nicht herunterstürzen zu lassen, damit es sich nicht verletzte. Noch immer waren weder das Knechtlein noch einer der Nachbarn aufgetaucht; so mußte ich selbst Hand anlegen und brachte alles glücklich zu Ende. Naß war ich und beschmutzt, obgleich ich ein Heutuch als Schurz vorgesteckt hatte. Zwei Dinge habe ich aber dabei gelernt: 1. wie schwer doch so ein neugeborenes Kalb ist und 2. – was mir einen großen Schrecken eingejagt hatte – daß beim Wurf eines Kälbleins die Nabelschnur abreißt.

Unterdessen waren die männlichen Helfer angerückt und ich konnte, nach einer großen Reinigung, mich wieder meiner gewohnten Arbeit zuwenden. Zeit seines Lebens behielt das Tier das Possessiv-Pronomen «mein Kalb, meine Kuh!»

Dank unserer Samariterkurse war einmal ein Teilnehmer vor großem Schaden bewahrt geblieben. Wir hatten kurz vorher die Fraktur der Wirbelsäule und die Gefahr einer Rückenmarkslähmung eingehend besprochen gehabt, als der junge Mann beim Eindunkeln mitten im Schneegestöber mit seinen Skiern eine Mauer überfuhr und direkt auf die harte Fahrstraße aufprallte. Sofort stellte er die Diagnose Rückgratbruch bei sich selbst. Als er von hilfereichen Leuten aufgehoben und ins nächste Haus gebracht werden sollte, wehrte er sich energisch dagegen, ohne ein langes Brett transportiert zu werden: «Holt doch ein Brett!» «Glaubt es mir doch!» «Ich spüre es ja, mein Rückgrat ist gebrochen.» «Ich weiß es ganz genau.» Als ich kurz darnach bei ihm war, konnte ich seine Diagnose bestätigen und im Krankenhaus zeigte das Röntgenbild den klassischen Befund einer Wirbelfraktur mit der Gefahr der Abscherung des Rückenmarks und als Folge Lähmung der unteren Körperhälfte.

Dieser eine Fall belohnte mich für alle Mühe und den großen Zeitaufwand, den ein Samariterkurs in einem abgelegenen Dorf dem Arzt verursacht, wenn durch die vermittelten Kenntnisse ein junger Mensch vor dauernder Invalidität bewahrt werden konnte.

Die Versöhnung Woher es gekommen sein mochte, daß zwischen der Wagnersfrau Therese und ihrer Nachbarin ennet dem Tobel, Rosi, eine so tiefe Verstimmung

herrschte, daß sogar die Verwandten lieber den großen Umweg über die obere Brücke machten, anstatt bei der Wagnerei vorüber zu gehen, wußte mir eigentlich niemand genau zu sagen. Beide Frauen waren in ihrer Art wie geschaffen, Freundinnen zu sein: sie waren sauber, fleißig und sparsam; doch wenn sie sich in der Kirche oder im Dorf begegneten, so blickten sie sich nicht an und boten einander keinen Gruß, eher suchten sie rasch einen Vorwand, in das nächste Haus zu verschwinden, damit ja die Augen sich nicht prüfend betrachten mußten. Und doch geschah es einmal, daß die Wagnerin mich fragte, ob es wirklich wahr sei, daß «die andere» auch Ende des nächsten Monats ihr erstes Kind bekäme wie sie selbst. Fest und bestimmt entgegnete ich, meine Hilfe werde allen gleichermaßen zuteil, ob dies- oder jenseits des Tobels und jetzt sei die beste Gelegenheit, mit der alten Feindschaft Schluß zu machen und die Kinder miteinander aufwachsen zu lassen. «Nie werde das geschehen und eher würde sie ihren Mann veranlassen, die Wagnerei zu verkaufen und fort zu ziehen, als daß sie dieser Frau näherkommen wolle.» Ich hoffte, während des Abwartens in ihren schweren Stunden den Grund der Abneigung zu erfahren.

Doch es kam alles anders. In einer der nächsten Föhnsturmächte, als dunkle Wolkenketzen vor dem silbernen Mond vorüberjagend den Weg bald verdunkelten, bald erhellten, wurde ich zu Rosi gerufen, die nach zwei Stunden, sehr erschöpft, ein kleines Agnesli im Arm halten konnte. Gegen Morgengrauen eilte ich froh über den schmalen Steg den jenseitigen Hang hinauf und sah bei der Wagnerei den blonden Kopf von Frau Therese hinter den Vorhängen auf meine Geburtstasche spähen. Doch mußte sie selbst noch einen Monat warten, bis auch sie an die Reihe kam – bei ihr aber ging alles ganz rasch und leicht vorüber und dieses Kind war am ersten Tag seines Lebens schon viel größer und kräftiger als Agnesli nach vier Wochen, dem die Muttermilch fehlte und das keinerlei künstliche Nahrung bei sich behalten konnte.

Mein Plan stand fest: die Wagnersfrau mußte dazu gebracht werden, daß sie beide Kinder stillte. In der Angst um das Leben ihres kleinen Kindes, das mit einem greisenhaften Gesichtchen und kleinen queren Stirnfalten in seinem Korbwagen lag und sichtlich Hunger litt, war Frau Rosi schließlich einverstanden, daß ich die Wagnerin um ihren Beistand bitten

durfte. Sehr rasch war ich drüben und schilderte ihr die Notlage. Im Anblick ihres kühlen Gesichtsausdruckes wurde es mir immer bekommener zu Mute. «Nein, es ist wirklich keine andere Frau im Dorfe in der Lage zu helfen als Ihr!» Erst, als ich ganz beiläufig bemerkte, wie klein seine Händchen seien, was für ein kleines schrumpeliges Gesichtlein Agnesli habe und wie es vor lauter Schwäche fast nicht mehr weinen könnte, da war der Bann gebrochen. «Kommt doch wenigstens mit mir hinüber und schaut Euch das arme Kind einmal an; dann könnt Ihr Euch immer noch entscheiden!»

Tatsächlich, sie kam mit. Noch wurde die Hand nicht angenommen, die ihr Rosi dankbar entgegenstreckte; dafür suchten ihre Augen

das leise wimmernde Meiteli, und schon knöpfte Therese die Bluse auf und das Agneslein saugte und schlückelte an ihrer Brust. Nur ganz wenig erlaubte ich vorerst – und nach zehn Minuten die zweite Portion. In dieser Pause schauten sich die Frauen endlich richtig an, und nachher spürte ich, daß ich hier nicht mehr nötig war.

Leben und Sterben nebeneinander 1. August 19 . . Auf dem großen Rasenplatz vor den Kurhotels hatte sich

die Festgemeinde zur Bundesfeier versammelt. Der Männerchor hatte schon einige vaterländische Lieder gesungen und die Dorfmusik durch ihre frohen Klänge eine freudige Hochstimmung erzeugt. Da wurde ich vom Fest-

Lohnende Aufgaben

In unserem Land gibt es unzählige anspruchslose, aber reizvolle Baudenkmäler, die verlottert oder verdorben sind. Ihre Schönheit könnte mit bescheidenen Mitteln wieder zum Vorschein gebracht werden. Leider sind oft das nötige Geld, der gute Wille oder das Verständnis dafür, woran es eigentlich fehlt, nicht vorhanden. Hier hilft der Heimatschutz mit seiner unentgeltlichen Bauberatung und, wo es nötig ist, auch mit einer finanziellen Unterstützung, soweit es seine Mittel erlauben.

Ein Beispiel



Photos: Willy Zeller

Vor der Renovation. Haus B. aus dem 18. Jahrhundert am Ausgang von Rafz gegen die deutsche Grenze – wie es noch vor Jahresfrist aussah: Um diesen in den Formen wohlausgewogenen Bau nicht «bäuerisch» erscheinen zu lassen, legte man die ehemalige Fachwerkfront unter einen aschengrauen Verputz.



Nach der Renovation. Haus B. in Rafz. Dank dem Verständnis des Besitzers, der handwerklichen Tüchtigkeit eines ländlichen Meisters und nicht zuletzt der Unterstützung durch den Zürcher Heimatschutz ist es ein Schmuckstück der Gemeinde geworden.

DENKSPORT AUFGABE 1

Herr Brunner hat kürzlich das väterliche Haus geerbt, und an diesem, bevor er es beziehen will, durch einen befreundeten Architekten verschiedene bauliche Änderungen vornehmen lassen, unter anderem eine Erweiterung des Hauseinganges. Oben im Portal ist in einem Stein das Erstellungsjahr des Hauses eingemeißelt.

Als Herr Brunner einmal gemütlich beim Mittagessen sitzt, läutet der Architekt an und sagt seinem Freund, seinen Arbeitern sei leider ein kleines Mißgeschick passiert, sie hätten den Stein mit der Eingrabung der Jahreszahl auf den Kopf gestellt eingemauert.

Herr Brunner ist empört und entsetzt und verlangt von seinem Freund erregt, daß der Stein wieder herausgebrochen und richtig plaziert werden müsse. Der befreundete Architekt will nicht darauf eingehen und lacht den Bauherrn zu allem hinzu noch aus. Herr Brunner gerät in Wut, bis ihn sein achtjähriges Söhnlein mit den Worten beschwichtigt: «Reg dich doch nicht auf, Vater, das macht ja keinen Unterschied aus, wie der Stein eingebaut ist.» Herr Brunner stutzt einen Augenblick, klopft darauf seinem Söhnlein auf die Schulter und sagt dem Architekten am Telephon, er sei ein arger Spaßvogel.

In welchem Jahre wurde das Haus erbaut?

Auflösung auf Seite 55

platz weg in ein Hotel geholt, wo eine junge Engländerin, die Tags zuvor erst mit einer Cooks-Reisegesellschaft angekommen war, in tiefer Bewußtlosigkeit in ihrem Zimmer lag. Dem Reiseführer war die junge Dame nicht besonders aufgefallen, da sie sich als Alleinstehende der Gesellschaft angeschlossen hatte, so daß niemand näheren Bescheid über sie wußte. Während der Bundesfeier wurde sie jedoch plötzlich vermißt und man suchte sie aus diesem Grunde.

Es lag sofort die Vermutung nahe, daß wir einer Schlafmittel-Vergiftung gegenüber standen. Rasch war alles Notwendige aus meiner Praxis herbeigeschafft worden und unter dem Knattern der Raketen, unter den schmetternden Tönen der Blechmusik, dem Knistern des Augustfeuers, dessen rauchige Schwaden ins Krankenzimmer hereindrangen, waren wir zu dritt bemüht, die Lebensmüde zu retten. Welcher Kontrast! Draußen die frohe und hochgestimmte Volksmenge und hier dieses junge Leben, das einsam und fern von seiner Heimat dem Leben entfliehen wollte! Die modernen Weckamine waren damals noch unbekannt und wir mußten uns mit wesentlich primitiveren Mitteln helfen, wie Magenspülung und Coramin- und Coffein-Injektionen und Bürsten und Abreibungen des Körpers, um die periphere Durchblutung des Körpers zu fördern. Inzwischen hatte sich die Menge draußen aufgelöst, Tanzmusik tönte aus den Sälen herauf, die Musikgesellschaft hatte sich zu einem Trunk in die nahe Wirtschaft begeben, vereinzelte Höhenfeuer leuchteten von den nahen Bergen herüber, und wir saßen am Bett und lauschten und beobachteten jede wiederkehrende Reaktion mit Spannung und zunehmender Freude. Endlich schlug die junge Engländerin die Augen auf und blickte weltfern um sich, gerade als die Blechmusik sich vor dem Hotel aufstellte und dann mit schmetternder Marschmusik heimwärts zog. Sollten wir das Fenster schließen? Nein, es war uns ja selbst nach Jubel zu Mute und wir blickten uns lächelnd an. Ich brachte es nicht über mich, sie jetzt schon allein zu lassen und blieb.

Inzwischen waren einige ihrer Mitreisenden zurückgekommen und bemühten sich ihrerseits teilnehmend um sie. Der Bann war gebrochen: sie war nicht mehr allein und verlassen und war nun das liebeumsorgte Kind aller geworden. Es schien ratsam, die Patientin noch einen Tag ausruhen zu lassen und so blieb sie unter der Obhut einer älteren Dame zurück, während die Reisegesellschaft nach dem Engadin weiterfuhr.

Andern Tags erfuhr ich von ihr, daß sie gestern durch einen nachgesandten Brief die Auflösung ihrer Verlobung mitgeteilt bekommen hätte und dadurch dermaßen erschüttert war,

Foto: Hans Schläpfer
Beim Dorffest

daß sie keinen Sinn des Lebens mehr erkennen konnte.

Ich bat sie, um mit ihr in Kontakt zu bleiben, mir jeden Tag eine Karte zu schreiben. Durch viele zugefügte Unterschriften konnte ich sehen, daß die Mitreisenden sich ihrer angenommen hatten, und im Frühling darauf erfreute mich nach langem Unterbruch ein Brief, daß sie sich als Lehrerin in ihrem Beruf glücklich fühle, daß sie ihre damalige Depression nicht mehr verstehen könne, und ihr Leben sei nun reich geworden durch die viele Liebe, die ihr in den Kinderherzen entgegen schlägt.

Eine Parallele dazu erlebte ich viele Jahre später in meiner Stadtpraxis.

An einem Silvesterabend wurde ich durch die Gemeindeschwester zu einer sterbenden, alten Krankenpflegerin gerufen, die ganz allein in einem Mansardenzimmer in der Altstadt lag. Gerade als das alte Jahr ausgeläutet wurde, hatte das schwache Herz zu schlagen aufgehört. Und als wir die schmale Holzterasse herunterstiegen und am Biergeruch und der lärmenden Fröhlichkeit der Parterre-Wirtschaft vorbeigingen, kam uns erschreckend zum Bewußtsein, wie einsam ein Mensch sterben kann, der sein Leben doch im Dienste und in der Liebe zum Nächsten geopfert hatte.

Schuld und Sühne Das schwere Problem der Euthanasie, ob der Arzt einem hoffnungslos darniederliegenden, schwer leidenden Patienten die erlösende Spritze geben darf oder nicht, trat einmal in aller Deutlichkeit an mich heran. Das Gebot: «Du sollst nicht töten» und die ethische Forderung der Ehrfurcht vor dem Leben kamen mit dem Gefühl der Barmherzigkeit in Konflikt. Das kam so:

Eine Tochter war auf einem abgelegenen Gehöfte zur Besorgung des Haushaltes von zwei alleinstehenden Brüdern, deren Mutter unlängst gestorben war, angestellt worden. Das Mädchen hatte alle Hände voll zu tun, um das kleine Haus wieder instand zu stellen. Der Ältere besorgte die Landwirtschaft und der Jüngere arbeitete im nahen Steinbruch und brachte das Bargeld nach Hause. Eines Abends spät – der erste Schnee deckte in dünner weißer Decke die Erde – gerade tief genug, um die Spuren des flüchtenden Wildes zu verraten – also die beste Zeit für die Jäger! – an jenem Abend erreichte mich ein schauerlicher Anruf: Die Lisbeth sei angeschossen worden und liege

im Sterben. Da in solchen Fällen ein amtlicher Tatbestand aufgenommen werden muß, nahm ich unterwegs den Landjäger von der Polizeistation im Auto mit. Zudem begleitete mich meine Arztgehilfin mit der großen Verbands-tasche, für den Fall, daß noch die leiseste Hoffnung auf Rettung bestünde.

Der junge Mann wollte zur Jagd gehen und stand schon an der Türe, als sich die Schrotladung löste und das auf der warmen Ofenbank sitzende Mädchen traf. Ich sah sofort die Hoffnungslosigkeit der Situation. Die Schrotladung aus nur eineinhalb Meter Distanz hatte ihren Körper aufgerissen, doch war das blutüberströmte Mädchen noch bei klarem Bewußtsein und bat mich unaufhörlich um ein Betäubungsmittel, das ich, bis zum Eintreffen des Geistlichen, nur sparsam dosierte. Nachdem ihr die letzte Ölung verabreicht worden war und die Tochter wieder unaufhörlich jammerte und schrie, erhöhte ich die Dosis, weil ich das entfliehende Leben doch nicht aufhalten konnte und die Schmerzen unerträglich geworden waren. Ich tat dies in klarer Überlegung, in Anwesenheit des Geistlichen und des Polizisten, die alle so tief erschüttert waren wie ich selbst. Der unglückliche Schütze stand in stummer Verzweiflung daneben. Bald kam die erlösende Ruhe über die Sterbende. Ihre Atemzüge wurden ruhiger und unter den Gebeten des Priesters hauchte sie ihre Seele aus. Stumm und wie erschlagen von dem verhängnisvollen Schicksal fuhren wir zusammen mit dem bedauernswerten Schützen ins Dorf zurück.

Im Frühling übers Jahr wurde ich in den Steinbruch zu einem schweren Unfall gerufen und fand den Unglücklichen vom Steinschlag getroffen. Er war dabei über die Felswand abgeglitten und lag tot in den Steinen. Sein jäher Tod wurde von seinen Arbeitskameraden und auch im Dorf als die Sühne für die alte Schuld betrachtet.

Der Schwerhörige Als ganz junge Ärztin hatte ich in meiner Berg-Praxis, in der in weitem Umkreis kein anderer Kollege tätig war, seltsame Begegnungen, und die wetterharten Menschen stellten oft mancherlei Ansinnen. So konnte ich einmal einem älteren Bauern, der mich wegen Ohrensausen und Schwindelzuständen aufsuchte, dessen Blutdruck aber durchaus normal war, dadurch helfen, daß ich ihm durch Ohrspülungen seine alten Pfröpfe aus den Gehörgängen entfernte.

Der Mann war froh, daß er plötzlich besser hören konnte und verließ mich höchst zufrieden.

Wenige Wochen später, als ich schon die Praxisräume im Bergdorf abgeschlossen hatte und eben ins Tal in meine Hauptpraxis und Wohnung zurückkehren wollte, stand der alte ledige Nachbar jenes Bauern hinter mir, blickte sich scheu um, ob auch ja niemand Unberufener in der Nähe sei, und verlangte, ich solle ihm sogleich seine Ohren ausspülen, wie ich es seinem Nachbarn gemacht hätte. In seiner Familie sei zwar die Schwerhörigkeit vererbt, und schon sein Großvater und Vater seien im Alter fast taub gewesen. Ich sollte es aber trotzdem versuchen.

Ich war dem Mann schon mehrmals auf meinen Krankenbesuchen begegnet, wobei er meist brummig und unfreundlich an mir vorbeiging. Ausgerechnet jetzt sollte ich seinetwegen nochmals aufschließen, heißes Wasser für die Spülung bereiten und nach getaner Arbeit den Boden aufwischen! Dabei erwartete man mich längst zu Hause.

«Warum kommt Ihr auch so spät? Die Sprechstunde ist schon lange fertig.»

Er schaute mich kauzig an, halb mißtrauisch, halb verschmitzt, und sagte barsch: «Mached jetzt fürsì, vor öpper chunnt!»

Bis das Wasser kochte, untersuchte ich seine Ohren. Tatsächlich waren trockene, graubraune Pfröpfe, mit viel Heustaub durchsetzt, zu sehen. Bei einem solchen Befund läßt man die Rückstände in der Regel erst einige Tage mit warmem Öl aufweichen und spült sie erst später heraus. Mein hartnäckiger Bartli fuchtelte aber wild mit den Händen herum und wiederholte: «mached fürsì!», als ob er mich nicht verstanden hätte, obschon ich recht laut mit ihm gesprochen hatte. Sein Blick war dabei immer so merkwürdig lauernd, daß ich mich fast ein wenig vor ihm fürchtete und deshalb unbefangener tat, als mir zumute war. Nach unzähligen Malen geduldigen Spülens lösten sich endlich die Ceruminalpfröpfe, die so groß wie das Nagelglied meines kleinen Fingers waren, heraus. Da wurde der gute Mann gesprächig: «Jetzt, jetzt kracht es im Ohr, jetzt ist es frei! Seit bald 15 Jahren ist es immer schlimmer geworden und jetzt höre ich Euch!»

Ein Gespräch in normaler Lautstärke war möglich geworden. Doch unvermittelt kam wieder der merkwürdige Blick in seine Augen. «Isch niemer dusse?»

Ich verneinte, schaute aber doch noch vor der Türe nach und sah niemanden. Was hatte er wohl jetzt noch im Sinn? Da erhellte sich auf einmal sein Gesicht. «Was choschtet das?»

«Fünf Franken.»

Mit Daumen und Zeigefinger klaubte der Alte einen Fünfliber heraus und schlug ihn flach auf die Tischplatte. Dann folgte ein zweiter Griff in den Hosensack. Ein zweiter Fünfliber wurde auf den Tisch geschlagen, aber noch mit der Hand verdeckt: «Versprecht mir, daß niemand erfährt, daß ich jetzt hören kann! Versprecht es mir!»

Ich versicherte ihm, daß doch alles, was hier im Sprechzimmer vor sich gehe, unter ärztlichem Geheimnis stehe. Das sei ganz selbstverständlich und müsse nicht erkaufte werden.

«Das geht nicht; Ihr müßt es mir versprechen und das Geldstück nehmen! Das ist ein Vertrag.»

Im Hinblick auf die lange Behandlung und meine Mühe fand ich allerdings diesen Aufschlag angemessen. Erst jetzt schien dem Altleidigen unser «Geschäft» erledigt.

Nach einiger Zeit vernahm ich, daß der Bauer seine Knechte und die Haushälterin auf ihre Aufrichtigkeit hin hatte prüfen wollen und daß er erfahren habe, was er wissen wollte.

Das Einreibemittel Ich hatte die Sprechstunde im Bergdorf beinahe beendet, als sich ein Bauer, aus einem der obersten noch bewohnten Höfe meldete und «nur rasch noch» ein Einreibemittel für seine Frau verlangte, da sie Schmerzen habe. Ich hätte ohne weiteres ein abgefülltes Fläschchen vom Gestell nehmen und ihm abgeben können, aber eine innere Stimme gebot mir, nähere Erklärungen zu verlangen.

Als ich mir die Stelle der Schmerzen beschreiben ließ, war der Mann so unsicher, daß er zuerst gegen die rechte Seite des Brustkorbes zeigte (Intercostalneuralgie? Brustfellentzündung?), dann etwas tiefer gegen die Mitte des Körpers (Gallenblasenentzündung?) und als ich immer weiter insistierte und eindringlich nach anderen Symptomen fragte, lag schließlich der Verdacht auf eine akute Blinddarmentzündung so nahe, daß ich mich, trotz der späten Stunde, sofort anbot ihn zu begleiten, um nach seiner Frau zu sehen. Das sei doch nicht nötig, ich solle ihm doch nur ein Fläschli zum Einreiben geben, das habe seine Frau auch schon gemacht... waren seine Einwände. Ich mußte

ihm sehr ernst zureden, seine Frau, die ich kannte, würde doch nicht bei ihrer vielen Arbeit und den vier kleinen Kindern im Bett liegen bleiben, wenn sie sich nicht wirklich krank fühlte. Jetzt hätten wir nur eine Wegstunde zu gehen, und wenn ich später aus dem Tal extra heraufkommen müsse, vielleicht gar noch in der Nacht, sei alles viel schwieriger.

Ich hatte die Gewohnheit, mich schon auf dem Weg zum Kranken eingehend zu informieren und wußte somit die näheren Umstände, so daß ich, beim Patienten angelangt, sofort mit der Untersuchung beginnen konnte. Es lag tatsächlich eine akute Blinddarmentzündung vor, die sofort operiert werden mußte. Ein großer Hornschlitten wurde bereit gestellt, eine Matratze darauf gebunden und die Frau gut warm und weich darauf gelagert und festgebunden. Dann legten wir uns «in die Hörner», der Mann rechts und ich links, und fuhren zuerst noch eine Strecke weit über den Frühlings-schnee, dann über die nassen Wiesen, die noch nicht eingehagt waren, und kamen endlich ins Bergdorf herunter. Dort erfolgte der Umlad ins Krankenauto und die Benachrichtigung des nächsten Krankenhauses als Notfall. Ich begleitete den Transport und konnte mich überzeugen, daß es wirklich höchste Zeit zur Operation gewesen war. Alles verlief denn auch gut und nach Wunsch. Nota bene: noch vor der Aera des Penicillins.

Ich habe obigen Fall erzählt als Beispiel für die Beharrlichkeit, mit der man im Arztberuf sich gegen jede Nachlässigkeit wehren muß. Man muß dabei auch auf seine innere Stimme hören. Hätte man in diesem Falle nur das gewünschte Einreibemittel gegeben und nicht

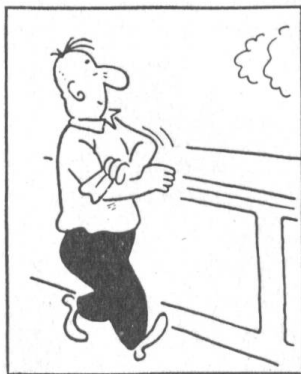
selbst nachkontrolliert, wäre sicher eine Perforation eingetreten.

Mit Würde sterben Es war ein schöner warmer Frühlingstag gewesen. Die Glycinen dufteten von der Terrasse her in mein Sprechzimmer herein und die Vögel sangen ihr Abendlied. Ich hatte mich schon den ganzen Tag auf einen stillen Abend auf dem See gefreut, wo mein Ruderboot frisch gestrichen und nach der winterlichen Ruhe wieder instand gestellt am Ufer lag und auf die erste Ausfahrt wartete, so ungeduldig, wie ich selbst. Die Patienten des Tages waren versorgt und alle Krankenbesuche gemacht – da läutete das Telephon und rief mich stellvertretungsweise drei Dörfer weit weg in eine Berggemeinde meines Nachbarkollegen, der im Militärdienst war. Es sei ein älterer Mann, der schon seit zwei Tagen nichts mehr gesprochen habe und auch nichts mehr zu sich nehmen wolle und der vermutlich einen Schlaganfall erlitten habe. «Ach, Schifflin, für heute ist es nichts mit unserer Ausfahrt!»

So fuhr ich denn mit dem Auto 12 Kilometer weit weg, bei eindunkelndem Abend den Berg hinauf, und fand das bezeichnete Haus.

In der Stube herrschte eine bange Stille; Mutter und Tochter saßen am Tisch, und die beiden erwachsenen Söhne blickten verloren durch das Fenster in den Abend hinaus. In der Nebenstube schaute mir der kranke Vater aus weitgeöffneten Augen entgegen. Was war aus dem kräftigen Zimmermann, den ich früher schon öfters in seiner Werkstatt hatte arbeiten sehen, für ein armer, blasser, magerer Mann geworden!

Bilder ohne Worte



Noch war es hell genug im Raum für die Untersuchung. Von einer Apoplexie war keine Rede, dagegen tastete ich viele harte Tumorknoten in der Magen- und Lebergegend. Der Mann verfolgte mit seinen tiefliegenden Augen jede meiner Bewegungen, und ich hatte sofort erkannt, daß sein Bewußtsein in keiner Weise getrübt war; aber auch zu mir sprach er kein Wort. Der Kranke war in die Stille gegangen, weil er sicher über seinen Zustand vollständig im klaren war.

Da war absolute Offenheit und Wahrheit notwendig, keine schonende Verstellung angebracht. Die Mutter stand bekümmert neben mir am Bett, die Türe gegen die Stube war leicht angelehnt, und so sprach ich zum Kranken und doch auch zu der ganzen Familie. Wir seien uns gewiß alle klar, daß der Vater nicht mehr lange werde leiden müssen. Es handle sich um einen Tumor, der nicht mehr operiert werden könne. Ich wolle aber, wenn möglich, täglich kommen und alles tun, um ihm Linderung zu verschaffen. Jetzt solle die Mutter eine kleine Lampe und eine Tasse warme Milch bringen und dann möchte ich noch ein wenig bei ihm bleiben.

Kaum war die Frau aus dem Zimmer gegangen, um das Gewünschte zu holen, fing der Mann mit leiser Stimme mit mir zu reden an: Es war eine Rückschau auf sein Leben, ein gutes, arbeitsames Leben. Wie er wohl gefühlt habe, daß es zu Ende ginge mit ihm und daß er deshalb auch schon vor einem Jahr die Werkstatt seinem Sohne übergeben habe, daß er aber seinen Angehörigen keinen Kummer habe bereiten wollen und deshalb seine Beschwerden und Schmerzen nicht gezeigt hätte. Nun er die Bestätigung erhalten habe, wie es mit ihm stehe, sei er so dankbar, daß er es nun nicht seiner Frau sagen müsse; jetzt könne er sich in Ruhe zum Sterben bereit machen. Er war wie erlöst, sprach und erzählte, trank zwischendurch schluckweise seine Milch und bemerkte nicht, wie die Türe sich mehr und mehr öffnete und die ganze Familie still zuhörte.

Mittlerweile war es Nacht geworden; der Kranke begann müder zu sprechen und doch drängte sich immer wieder ein neuer Gedanke in ihm auf; es war uns allen wie ein Wunder, daß er auf einmal so viel zu sagen hatte! Als sich schließlich noch das Bekenntnis von seinen Lippen löste, er sei nicht besser und nicht schlechter gewesen, wie andere auch und er hoffe, daß ihm Gott das verzeihen möge, was er

nicht recht gemacht habe, da drängte es uns alle, die Hände zu falten und still ein Unser Vater zu beten. Diese Stunde stiller Einkehr hatte uns alle zusammengeschlossen. Wir hatten den Engel gespürt im Raume. In den nächsten wenigen Tagen vor seinem Heimgehen besuchte ich ihn so oft wie möglich. Das schönste war aber das innige Einverständnis zwischen dem Kranken und mir, nur ein Blick, oder ein Händedruck – die Gewißheit: «Ich weiß, daß mein Erlöser lebt!»

Aus diesem Erlebnis habe ich für meine weitere Praxis manches gelernt. Immer wieder beschäftigt uns doch die Frage, ob und wann der Arzt dem unheilbaren Kranken die Wahrheit über seinen Zustand sagen soll. Darauf wissen wir nur dann die rechte Antwort, wenn wir uns Zeit lassen, bei ihm zu sitzen und seine Not zu erforschen suchen. Das barmherzige Wort kommt von selbst; aber man darf den Kranken nicht sich selbst überlassen, wenn man medizinisch gar nichts mehr tun kann und unsere Hilfe nur in der Liebe zum Nächsten besteht und im Begleiten bis an die Schwelle des Todes.

Entscheidung und Verantwortung

Während Nachtwachen erlebt man trotz angespannter

Aufmerksamkeit manches, das wohltuende Entspannung schenkt. Am Wandern der Sternbilder oder des Mondes kann man die Zeit ermessen, die während des Wartens verstreicht. Manchmal sah man im Morgengrauen am Waldrand auch Rehe äsen, oder konnte hoch in den Lüften den Mäusebussard kreisen sehen, in ruhigem Segelflug dahingleitend und dann plötzlich verschwinden.

In der Geburtshilfe gibt es Situationen, in denen Zuwarten so wichtig ist wie Zugreifen. Oft sind Entscheidungen von so weittragender Bedeutung zu treffen, daß man sie gerne mit einem erfahrenen Arztkollegen bespricht. Da fand ich bereitwillige Hilfe durch einen Spitalchefarzt in der Nähe, dem ich meine Sorgen telephonisch mitteilen konnte und von dem ich manchen guten Rat erhielt.

In allen meinen Handlungen und Entschlüssen habe ich mich aber ständig Gott gegenüber verantwortlich gewußt.

Wenn man in voller Gesundheit einen geliebten Beruf in einer so herrlichen Landschaft ausüben darf, dann hat einem die Vorsehung ein großes Glück geschenkt.